

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 44

Artikel: Chrysanthemum

Autor: Volmar, Margrit

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647709>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ihre Tränen und antwortete stummen Mundes, aber mit sprechenden Händlein: Ihr Elenden, ich verachte, ich verabscheue euch!

Ich selbst wußte nicht, ob ich mit den Kobolden „Berta“ spielen oder meinen Schützling verteidigen sollte. Da kam meine Schwester lachenden Mundes zur Haustüre heraus und erzählte: „Kinder, in der Wohnstube spukt's. Der Kapuziner geht um am helllichten Tag. Die Herren sind in die Studierstube zur Textbesprechung gegangen. Da haben die Damen nach dem Wohnzimmer zugeriegelt und gehen durch die Küche. Aber jetzt wollen wir etwas Ordentliches spielen. Wir spielen Krieg. Neun kommen in die Festung, und neun sind die Angreifer. Die Bohnensteden im Schweinstall und im Entenstall sind die Waffen. Geworfen wird nicht.“

Der hintere Teil des Höschens war von einem Holzsuppen bedeckt. Aus dem Hochgeschoß des Hauses ging ein Holzboden zur Scheuer hinüber. Dieser war überdacht und hatte eine Lattenwand gegen das Höschchen zu. Hier wurde das gesagte Kleinholt aufbewahrt. Der Raum unter dem Boden war ein leeres Gefäß, mit dem gleichen Pflasterboden wie der Hof und durch ein Holzgitter von diesem geschieden. In das Haus hinein waren ein Schweinstall und ein Entenstall gemauert, die aber schon lange nicht mehr benutzt wurden. Die Deffnungen der beiden Ställe gingen in den halbdunkeln Raum unter dem Holzboden.

„Hier die Remise ist die Festung“, sagte meine Schwester; „der Schweinstall ist die Nordzitadelle und der Entenstall ist die Südzitadelle.“

Nun wurden die Waffen verteilt. Dreißig Bohnensteden wurden in den Hof getragen für die Angreifer, dreißig wurden im Verschlag gelassen für die Verteidiger, der Rest wurde in die Scheuer geschlossen.

Darauf wurde gelöst, wer verteidigen, wer angreifen sollte. Wohlweislich ließ aber meine Schwester den Kranzschreden eine gesonderte Verlosung abhalten. Der Rote und der Gelbe kamen zu den Verteidigern, der Schwarze und der Weiße zu den Angreifern. Ich löste für die Festung, Berta für die Gegenseite. Da sie bei mir bleiben wollte, wurde sie gegen meinen kleinen Bruder ausgetauscht.

Nun zogen sich die Angreifer in das Haus zurück, und uns war eine Viertelstunde Zeit gegeben, die Festung in Verteidigungszustand zu setzen.

Wir verschanzten uns aufs kunstvollste. Mit Strohseilen und Striden banden wir die Gattertür zu, die leider kein Schloß hatte. Wir wälzten einen Hakenloß davor und schichteten Bretter in die Höhe, die wir mit langen Holzscheiten gegen die Tür stemmten. Dann verteilte meine Schwester, die der Kommandant der Festung war, die Verteidiger. Wir waren bereit und warteten atemlos.

Da ertönte die Angriffsfanfare. Die Tür sprang auf, und mit wildem Geheul stürzten die Feinde in den Hof, geführt vom weißen Schreden.

Sie stocherten mit ihren Bohnensteden herein, wir stocherten hinaus. Sie stemmten wider die Bretter und suchten sie umzuwerfen, und wir suchten mit unsern Waffen ihre Stangen zu Boden zu schlagen. Vor allem zieltet sie auf die Strohseile und die Stride und mühten sich, sie zu beschädigen und auseinander zu reißen, und wir begegneten mit unsern Wehren ihren Waffen in Stoß und Gegenstoß.

Dazu schrien wir und sie aus Leibeskraften. Unser Feldgeschrei war „Jerusalem“, das ihre „Ali-Pascha“.

Meine Schwester kommandierte mit gellender Stimme: „Die linke Bastei in Gefahr! Fritz, Albert, herbei! Schlägt nieder, schlägt nieder!“

Und der Feldherr der Angreifer erfüllte das Dorf mit bestialischem Gebrüll.

Endlich nahm die Wut der Stürmer ab. Die Gegner waren erschöpft, ihre Waffen lagen zum großen Teil zerbrochen da. Die unsrigen waren noch alle ganz, und die Befestigung stand fast unverletzt. Ein Strohseil war zerschlissen und ein Knoten war gelockert. Aber wir hatten noch Seile in Reserve, und die Basteien und Schanzen waren um keines Fingers Breite gewichen. Kein Zweifel, wir hatten gesiegt. Unter unserm Hohngeschrei zogen die Angreifer in das Haus zurück. Wir fielen uns um den Hals und jauchzten. Die kleine Berta war ganz aus dem Häuschen vor Lust, und meine Schwester fing an zu singen:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
Fest steht du wie ein Fels!“

Aber auch das Frohlocken macht müde. Wir sicherten aufs neue unsere Befestigungen, dann lauerten wir uns zusammen und fragten uns: „Was sie jetzt wohl miteinander ausreden mögen?“ (Fortsetzung folgt.)

Chrysanthemum.

Im Herbst sind sie überall zu sehen, diese stillen Blumen. Am meisten vielleicht trifft man sie auf den Friedhöfen, wo sie als letzte Blumen des Jahres die Gräber schmücken. Ein wenig fremd sind sie ja noch, und über ihren Blüten liegt es immer wie ein Heimweh nach ihrer Sonnenheimat, und in ihren Farben ist nie ein restloses Sichfreuen. Wie sollten sie auch? Hier ist ja alles so anders als bei ihnen daheim, und sie müssen so viele, viele graue Nebeltage durchblühen.

In ihrem ganzen Wesen ist etwas Güttiges, und ihre Formen sind alle weich und mild. Das Grün ihrer Blätter ist wie von einem Silberschimmer gedämpft, vielleicht ist von dem silbrigen Herbstnebel drangeblieben.

Die Blumen selber sind auch voll Weichheit. Zarte, lange, schmale Blütenblätter schmiegen sich aneinander und eng zusammen. Jedes hat seinen Platz gefunden und gehört einfach grad an diese Stelle und in die Lage, die es inne hat, und erfüllt dort mit Gingabe seine Bestimmung. Es liegt überhaupt in der ganzen Pflanze eine rührrende Gingabe, als wollte sie, als letzter Blüher, sich uns so ganz und so lange wie möglich geben.

Und dann eben die Farben! Dieses Weiß voll Reinheit, und das Gelb, in dem es golden schimmert, und jenes, an dem ein Zitronenfalter von seinen Schwingen den Schmelz abgestreift haben könnte. Unter den roten Blumen gibt es eine, in deren Farbe es wie verhaltenes, wehes Weinen liegt. Und auf einer andern ist wohl vom letzten Abendgold ein Rest zurückgeblieben. Aber von dem zarten Blumenrot kann ich mir das Werden auch denken: es wird in einer kalten Nacht gewesen sein, daß sich eine der schneeweissen Blüten so sehr nach der Sonne und ihrer Wärme sehnte. Und als am Morgen die ersten Strahlen den Himmel färbten, da freute sich die Blume so sehr, daß sie sich wünschte, dieses Frührot möchte ihre Farbe werden.

Nein, Chrysanthemen haben nichts vom Sonnenjubel in sich. Und es ist gut so, mir ist, der blütenleere Winter müßte uns sonst noch mehr schreden.

Margrit Bolmar.